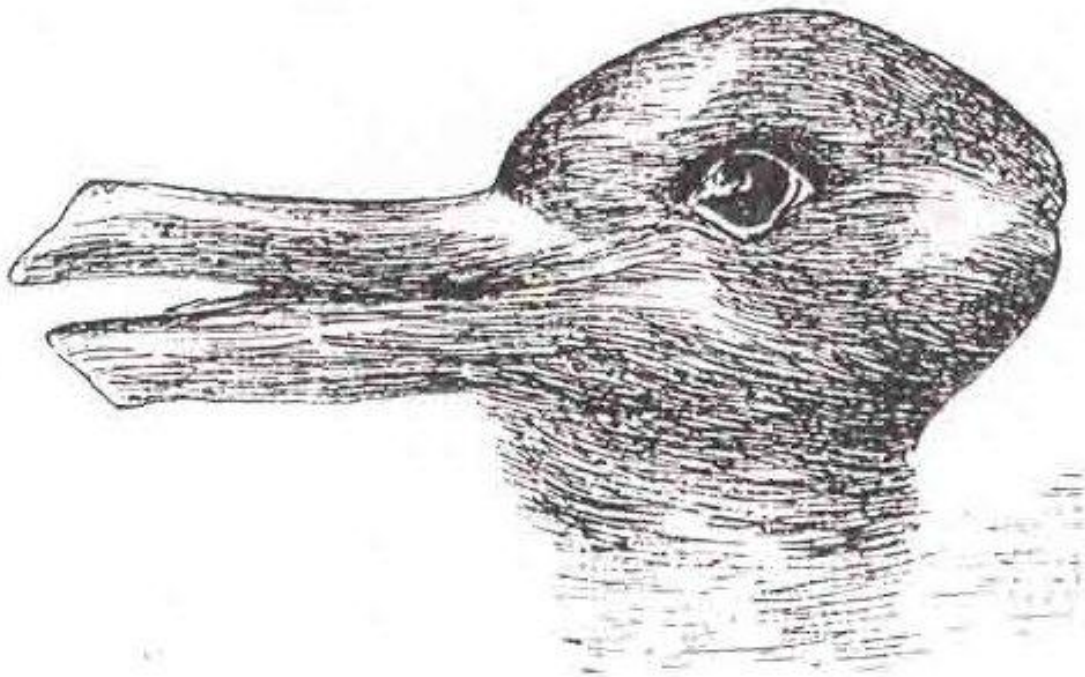


„Identitäten sind nicht einfach frei gewählt, ...“ Carolin Emcke. Über die Bereitschaft zum offenen Betrachten – gegen Festlegung und Zuschreibung

[Auszüge aus Carolin Emcke: *Wie wir begehren*, Frankfurt a.M. 2012, hier zitiert aus eine Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2013]

„Wenn ich darüber nachdenke, wie ich mich manchmal vor allem als Homosexuelle verstehe, manchmal aber nicht nur, wie ich manchmal das ‚wir‘ richtig und stimmig finde, manchmal aber mich nach dem ‚ich‘ sehne, dann fällt mir dieses alte, berühmte Bild ein: Und die Diskussion darüber, was das ist.



berühmtes Wexierbild, erstmals verwendet vom Psychologen Joseph Jastrow: *Fact and Fable in Psychology*, Boston 1900. Hier kopiert aus: http://www.spring.org.uk/images/Duck-Rabbit_illusion.jpg

Ein Hasenkopf ist eine mögliche Antwort. Ich kann in dem Bild zunächst nichts anderes erkennen als einen Hasen mit zwei langen Ohren, mit einer Blickrichtung nach rechts – dann würde ich sagen: ‚das ist ein Hase‘ oder ‚Das ist ein Bild von einem Hasen‘ oder ‚Ich sehe einen Hasen‘.

Warum mir das einfällt? So eindeutig, wie in dem Bild ein Hasenkopf zu erkennen ist, so eindeutig könnte jemand anderes, zu Recht, behaupten, darin einen Entenkopf zu sehen.

Eine Ente mit einem leicht geöffneten Schnabel, mit einer Blickrichtung nach links. ‚Das ist eine Ente‘, ‚das ist ein Bild von einer Ente‘ oder ‚Ich sehe eine Ente‘, könnte auch jemand sagen. Für Wittgenstein, der das berühmte Hasen-Entenkopf-Bild in seinen *Philosophischen Untersuchungen* diskutiert,

[Ludwig von Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, Werkausgabe Band 1, Frankfurt a.M. 1993, S. 519ff.]

würde niemand bei ersten Betrachten sagen: ‚Ich sehe das jetzt als einen Hasen‘, sondern die Wahrnehmung wird als eindeutig und unzweifelhaft empfunden, und lediglich mitgeteilt. ‚Das ist ein Bild von einem Hasen‘. Es ist eine festlegende Wahrnehmung.

Was geschieht nun, wenn der der erst nur einen Hasen (oder nur eine Ente) sieht, die Doppeldeutigkeit des Hasen-Enten-Kopfes erkennt? Die Wahrnehmung kippt, wechselt, auf einmal wird aus den Ohren ein Schnabel oder umgekehrt, ich sehe das Bild mal als einen Hasen, mal als eine Ente, die in entgegengesetzte Richtungen schauen, das Tier erscheint als eine anderes aufzuleuchten. Beides ist ‚im‘ Bild.

Es ist nicht ‚mehr Hase‘ oder ‚mehr Ente‘ in dem Bild, es haben sich keine objektiven Eigenschaften des Bildes verändert, sondern nur die *Weisen des Sehens*. Ich war sicher, es handele sich bei der Figur auf dem Bild um einen Hasen (oder eine Ente), ich war gewohnt, darin einen Hasen (oder eine Ente) zu erkennen, aber nun hat sich das Sehen verändert. Ich sehe von nun an *Aspekte* des Bildes, situativ, wandelbar, als eine Möglichkeit des Wahrnehmens.

Dieses Suchen nach den anderen Aspekten, nach anderen Figuren in vertrauten Bildern ist keineswegs leicht. Die Bereitschaft, sich von der einen, eingeübten Sehweise zu entfernen und nach der anderen Sehweise zu suchen, ist voraussetzungsvoll. Es gibt eine Untersuchung, wonach Kinder, denen der Hasen-Enten-Kopf an Ostersonntag vorgelegt wurde, mehrheitlich dazu neigten, darin einen Hasenkopf zu sehen, wohingegen Kinder, denen das Bild im Oktober gezeigt wurde, darin eher einen Entenkopf sahen.

Wir schauen aus Gewohnheit auf Figuren und Bilder, in denen wir eindeutig ‚Väter‘ zu erkennen glauben, in denen wir unzweifelhaft ‚Katholiken‘ zu sehen glauben, wir schauen auf Figuren, in denen wir ‚Homosexuelle‘ wahrnehmen, und wir sehen sie nur als das, wir legen uns und die Figuren darauf fest, es sind ‚Väter‘, ‚Katholiken‘, ‚Homosexuelle‘.

Wie erkennen wir bei dem Hasen-Enten-Kopf einzelne Elemente, die uns in unserem Urteil bestätigen, wir erkennen Körperteile, Kleidung, Gesten, Praktiken, Aussagen einer Person, wir betrachten sie und fügen sie ein als Beleg für unsere Wahrnehmung, sie bestätigen unser Urteil, ‚das ist eine Frau‘, ‚das ist ein Jude‘, ‚das ist eine Transvestit‘.

Es geht nicht um die Frage, ob sie es auch objektiv sind oder nicht, sondern um die Arten des Betrachtens. Wir sehen einen Mann mit einer Federboa, und wir sehen darin einen ‚Transvestiten‘, zwei Frauen, die Hand in Hand laufen, nehmen wir als ‚Lesbenpaar‘ wahr, all dies scheint eindeutig. Nun lässt sich fragen, was

geschieht, wenn sich die Aspekte des Sehens wandeln, wenn wir in den Figuren, die wir sehen, nach anderen Figuren suchen.

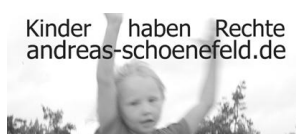
Was geschieht dann?

Wenn wir in dem Mann mit der Federboa nach dem Vater suchen, der er vielleicht auch ist, wenn wir in dem Lesbenpaar nach den Violinistinnen suchen, die sie vielleicht auch sind, in dem Mann mit der Kippa den Rugbyspieler sehen, der er vielleicht auch ist, in dem Hartz-IV-Empfänger den Liebhaber, der er vielleicht auch ist, in dem Kind mit Trisomie das glückliche Wesen, das es vielleicht auch ist.

Auch wenn wir dann immer noch einen Transvestiten sehen können, auch wenn wir wissen, dass wir die Frauen immer noch als Lesbenpaar sehen können oder den Mann mit der Kippa als Juden, so sehen wir sie doch anders, weil sich, wie Wittgenstein sagen würde, nicht nur die Beschreibung, sondern das Seherlebnis selbst geändert hat. Der rubgyspielende Jude erscheint auf einmal anders als der, den wir nicht als Rubgyspieler wahrzunehmen vermochten, die lesbischen Kammermusikerinnen erscheinen auf einmal anders, und der Transvestit erscheint, vielleicht, auf einmal als Mutter und Vater zugleich.

Wer sich die Sichtbarkeit erst erkämpfen musste, wer sich die Anerkennung erst in einem langen politischen, juristischen Kampf erstreiten musste, für den ist es ein Triumph, überhaupt gesehen zu werden. Aber ist das schon genug? Ist das, was dadurch entstanden ist, richtig? Will ich so leben? Will ich wirklich immer darauf insistieren: ‚Ich bin ein Hase, ich bin ein Hase, ich will, dass du mich als einen Hasen wahrnimmst‘? Will ich nicht manchmal auch als etwas anderes gesehen werden? Ich bin vielleicht kein Ameisenbär, aber ich bin eben auch nicht immer und ausschließlich nur ein Hase.

Manchmal sehne ich mich danach. Dass es möglich wird, ineinander, in dem Gegenüber, in bestimmten Figuren auch andere Figuren zu sehen, zu schauen, was in dem anderen *noch* zu erkennen wäre, was sie *noch* sein können, neben dem was man im ersten Moment in ihnen wahrnimmt. Manchmal sehne ich mich danach. Dass ich jemandem sagen kann: Ja, ich bin lesbisch oder schwul, ja, es ist richtig, das in mir zu sehen, aber es ist eben nur eine Weise, mich zu betrachten. Sie ist nicht falsch, sie stimmt, ich erkenne mich darin auch wieder, aber es ist eben auch nur eine Deutung, in dem Bild ist auch noch anderes zu erkennen, wenn nur die Bereitschaft zum offenen Betrachten da ist, wenn die Bereitschaft da ist, mich auch als etwas anderes zu sehen.“



Carolin Emcke: Wie wir begehren, S. 238-242

Zusammenstellung: Andreas Schönefeld



Carolin Emcke (r), hier mit Suketu Metha

(Foto: Andreas Schönefeld), 1967 geboren, studierte Philosophie in London, Frankfurt a.M. und Harvard, arbeitet als freie Publizistin. Ihre Bücher und Reportagen wurden mehrfach ausgezeichnet.

Weitere Zitate:

„Wir sind nicht nur, was wir sein wollen. Wir sind auch das, was andere aus uns machen. Homosexuell zu sein bedeutet nicht nur eine bestimmte Art des Begehrens, ich bin nicht nur homosexuell, ..., weil ich so begehre, wie ich begehre, und liebe, wie ich liebe.“

S. 178

„Identitäten sind nicht einfach frei gewählt, Identitäten sind auch konstruiert, zugewiesen, zugeschrieben, sie kommen mit Beschränkungen daher, mit einer Geschichte der Kriminalisierung, mit Denunziation und Vernachlässigung, sie sind gekoppelt an Ressentiments, an Unwissenheit, an Überzeugungen, und diese werden zitiert und weitergereicht, in Witzen, hinter vorgehaltener Hand, in Verklemmtheit oder Verachtung, sie werden weitergereicht von Generation zu Generation, in Schulbüchern oder Adoptionsgesetzen, in Filmen oder Tischordnungen.“

S. 180

„Das Eigene beginnt mit einem Nein.

Mit einer Weigerung, dem Gefühl, etwas anderes zu wollen als das, was gewollt wird. Dieses Unbehagen an dem, was gefordert ist, kann verschwommen sein, eine Ahnung nur, es braucht noch nicht einmal eine Vorstellung von dem, was die Alternative wäre, es reicht zu wissen, was für einen selbst nicht in Frage kommt. Aber in diesem ersten Nein schält sich das Eigene heraus. In diesem Moment, in dem etwas nicht mehr als selbstverständlich empfunden wird, in dem eine Gewissheit plötzlich ungewiss, in dem das Fraglose plötzlich zweifelhaft wird, in dieser Bruchstelle entsteht das Ich.“

S. 126